



Während der Okkupation.

Unmittelbar nachdem der Präliminarfriede durch die Nationalversammlung zu Bordeaux bestätigt worden war, mußten unsere Truppen das linke Seineufer, sowie die auf der westlichen und südlichen Seite von Paris belegenen Forts räumen, und nur das rechte Seineufer mit den auf ihm gelegenen Forts der Nord- und Ostseite blieb vorläufig noch in deutscher Gewalt. Von diesem Augenblicke an blieben uns die schönen und freundlichen Vororte auf der Insel Gennevilliers, Colombes, Asnières, Courbevoie u. a., in denen ich unsern Truppen während des Waffenstillstandes so manche Predigt gehalten hatte, verschlossen. Auch die Ausfahrten in die am Fuße des Mont Valérien und darüber hinaus bis nach Versailles hin so reizend gelegenen Ortschaften St. Cloud, Sèvres, Ville d'Avray, Meudon, Rueil, St. Germain u. a. hatten nun ein Ende. Einer der letzten Tage, in denen uns der Weg nach dieser Seite hin noch offenstand, benutzte ich, um meinen Schwager Roon vor dessen Rückkehr in die Heimat noch einmal zu begrüßen. Diesmal fand ich ihn nicht mehr in der bescheidenen Wohnung Rue Colbert 9, mit welcher sich der anspruchslose Mann fünf Monate lang beholfen hatte, sondern in einer weit stattlicheren, in jeder Beziehung wohlhaltenen Villa in der Avenue St. Cloud. Ich traf ihn schon mitten in den Vorbereitungen zum Aufbruch begriffen; er war von seinen asthmatischen Anfällen, die ihn im Laufe des Winters wochenlang ans Zimmer gefesselt hatten, völlig wieder hergestellt; in dem herrlichen Frühlingswetter und unter dem Eindruck der errungenen Erfolge war auch er neu aufgelebt und in trefflichster Laune. Noch einmal wurden die jetzt schon mit dem ersten Frühlinggrün geschmückten Gärten von Versailles und Petit Trianon und andere denkwürdige Stätten aufgesucht, auch der Bildergalerie in den Ruhmeshallen des Schlosses noch ein letzter Besuch

gemacht. Bei dieser Gelegenheit hatte ich noch einmal die Freude, dem geliebten Kaiser zu begegnen und von ihm mit huldvollen Worten angeredet und mit einem gnädigen Händedruck zum Abschied begrüßt zu werden. Wie vor dem Aufbruch ins Feld, so durfte ich auch vor der Heimkehr meines Schwagers an einem Abschiedsmahle teilnehmen, zu dem er noch einmal die Herren seines Stabes um sich versammelt hatte. Zu den Tischgenossen gehörte auch Generalarzt Dr. Böger, damit, wie Koon sagte, „die Fakultäten sich noch einmal zanken könnten“, wie wir es bei manchem früheren Zusammentreffen an der Tafel des Kriegsministers recht oft in der freundschaftlichsten Weise gethan hatten. Unter dem Schutze der letzten Truppen, welche die nunmehrige Demarkationslinie überschritten, kehrte ich nach St. Denis zurück.

Die Truppenteile unserer ersten Garde-Infanterie-Division erhielten von nun ab in viel weiterer Ausdehnung als früher ihre Kantonnementsquartiere in denselben Ortschaften, in denen während der Belagerung die des vierten Armeekorps und der gesamten Garde zusammengedrängt gewesen waren. Wieder wie vor einem halben Jahre wurden die Ortschaften Argenteuil, Sannois, St. Gratien, Enghien, Montmorency, Groslay und noch andere weiter zurückliegende in dienstlicher, wie in außerdienstlicher Weise das Ziel so mancher Ausflüge, zu dem das herrliche Frühlingswetter, das uns fast den ganzen März hindurch beschieden war, verlockte.

Aber wie ganz anders sah es jetzt schon in ihnen aus, als damals. Viele der Bewohner, namentlich die kleinbürgerlichen Standes, waren in die verlassenem Häuser zurückgekehrt, und auch die wohlhabenderen, die jede Berührung mit den verhassten Prussians wie die Sünde mieden, hatten doch ihre Hausverwalter, Gärtner u. dergl. gesendet; die Gärten wurden wieder bestellt und in Ordnung gebracht, die Parks begannen wieder mit Spaziergängern sich zu beleben, manche Läden und Restaurants wurden wieder aufgemacht, und vor allen Dingen konnte man sich jetzt wieder auf jeder Straße frei bewegen, ohne wie damals ängstlich zu fragen, ob sie auch nicht von dem Gewehrfeuer der feindlichen Vorposten bestrichen würde.

Unser Divisionsstab wurde von dem allgemeinen Quartierwechsel der Truppen nicht betroffen. Wir verblieben nach wie vor in St. Denis, dessen Besatzung das Garde-Füsilieregiment, das vierte Garderegiment zu Fuß, die Batterie des Hauptmanns von Brittwitz, eine Schwadron des ersten Garde-Mulaneregiments und einige andere kleine Truppenabteilungen bildeten. Nicht einmal mein Quartier in der Legion d'honneur brauchte ich zu

wechselfn. Obwohl die Vorsteherinnen des Töchterinstitutes, meist vornehme Damen von altfranzösischem Adel, es durch wiederholte Gesuche beim Kronprinzen von Sachsen durchzusetzen gewußt hatten, daß die stattlichen und geräumigen Gebäude der ehemaligen Abtei fortan von Einquartierung befreit wurden, so waren sie doch so gnädig, mir und meinen beiden geistlichen Kollegen, dem katholischen Divisionspfarrer Lückner und dem zweiten evangelischen, Gerlach, das Verbleiben in unseren Quartieren zu gestatten. In unserem geistlichen Stande mochten die vornehmen Damen die Bürgschaft sehen, daß sie unsrerseits die Unbilden nicht zu befürchten brauchten, denen sie sich von Seiten einer in der Anstalt etwa einquartierten rohen Soldateska ausgesetzt wähten. Ich glaube, sie hätten in dieser Beziehung völlig unbesorgt sein können. Genug, ich brauchte nicht auszugehen. Anfangs waren wir freilich geneigt, es zu bedauern, daß wir in der halbverwüsteten, im höchsten Maße unsauberen und in Folge der eintretenden Übervölkerung auch ungesund Stadt festgebannt blieben, und wir beneideten wohl gelegentlich die Kameraden, die in reizenden, manchmal inmitten der herrlichsten Parkanlagen gelegenen Villen in den Außenorten haufen durften. Aber nachdem der umsichtige Kommandant, General von Medem, mit Hilfe seines thatkräftigen Platzmajors, Premierlieutenant von Mirbach, der sich schon damals als ein organisatorisches Genie ersten Ranges bewährte, in das chaotische Wirrwarr, das anfangs in St. Denis herrschte, Ordnung gebracht und für die Handhabung einer trefflich geleiteten Straßenpolizei gesorgt hatte, jöhnten wir uns mit unserem städtischen Aufenthalt vollkommen aus. Nicht wenig trug dazu das an täglicher Abwechslung reiche und mannigfaltig bewegte Leben bei, das in St. Denis herrschte. „Die Schaulust“ fand hier, wie unser würdevoll ernster Justizrat zu sagen pflegte, täglich und stündlich die vollste Befriedigung. An den Vorposten nach Paris zu gab es immer etwas zu sehen und zu hören. Als nun gar in der zweiten Hälfte des März Paris der Schauplatz der blutigen Kämpfe wurde, welche die Herrschaft der Commune hervorrief, da konnten wir aus unmittelbarster Nähe den Verlauf dieser Kämpfe beobachten und durch einen von der Kommandantur eingerichteten Nachrichtendienst erhielten wir über alle Vorgänge in Paris nun die erste und sicherste Kunde. In dieser Zeit war gerade St. Denis ein besonders bevorzugter Aufenthalt und für die Gelegenheit, die er uns bot, den Ereignissen so unmittelbar nahe zu sein, konnte man gern einzelne Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen. Überdies wußte die oberste Heeresleitung sehr wohl, was sie that, wenn sie die Bewachung und

Beobachtung der Hauptstadt mit ihrer gährenden Unruhe einem so erprobten Heerführer anvertraute, wie unser Pape es war. Grund genug für uns, daß auch wir mit dem Aufenthalt in einem „Stinkneste“, wie es St. Denis in vieler Beziehung war, uns befreundeten.

Immerhin war es uns aber nicht zu verargen, wenn wir unter diesen Umständen, sofern das Wetter und die dienstlichen Verhältnisse es irgendwie gestatteten, jeden freien Nachmittag zu irgend einem Ausflug benutzten. An Fahrgelegenheiten fehlte es uns im Stabe ja glücklicherweise nicht. Dem Divisions-Kommandeur mußte im Interesse des Dienstes zur Vereisung der weit auseinanderliegenden Kantonnements jeder Zeit ein von der Stadt gestellter Wagen zur Verfügung stehen, und da er selbst von demselben nur sehr selten Gebrauch machte, so hatten die übrigen Herren des Stabes den Vorteil davon. Der Intendant, der Divisionsauditeur und die beiden Geistlichen der Division hatten über eigenes Fuhrwerk zu gebieten, und es fiel nicht schwer, statt unserer verschlossenen, zum Teil schwerfälligen Kriegswagen leichtere und offene Gefährte zu finden, vor die wir unsere Pferde spannten. Überdies hatte die Kommandantur in ihrer umsichtigen Fürsorge für alle Bedürfnisse, sobald die Verhältnisse sich der Art anließen, daß auf eine längere Dauer unseres Aufenthaltes gerechnet werden mußte, die Einrichtung getroffen, daß man sich bei ihr jederzeit gutes Fuhrwerk bestellen konnte. Man erhielt eine Bescheinigung, auf welcher der für jede Fahrt zu zahlende, mit dem Fuhrwerksbesitzer auf zwei Franks für die Meile vereinbarte Preis vermerkt war. Als im April bei dem allgemeinen geschäftlichen Stillstande in Paris wegen der Kommune der äußerst lebhafteste Verkehr in St. Denis sehr viele Pariser Droschken und Wagen nach letzterem Orte zog, wurde von der Kommandantur sogar ein Droschkentarif eingeführt, welchen jeder Wagen mit sich führen mußte. So wurden denn oft in mehreren Wagen Ausflüge in die Gegend unternommen. Da hatte dieser oder jener von uns auf einem einsamen Ritte oder Gange einen neuen, herrlichen Aussichtspunkt entdeckt, der dann am nächsten Tage das Ziel gemeinsamer Ausfahrten wurde. Mit welchem Entzücken standen wir auf der Höhe von Montmorency, wie gern besuchten wir immer wieder die Aussichtspunkte auf dem Mont d'Orgemont bei Sannois, und wie oft wir auch während des mehr als halbjährigen Aufenthaltes den See von Enghien umkreist hatten, immer wieder entlockten seine spiegelklare Fläche und seine von geschmackvollen Willen und Gartenanlagen gesäumten Ufer neue Ausrufe der Bewunderung, zumal seitdem die im frischen Grün prangenden Gehölze von munteren

Sängern aller Art reich bevölkert waren. Und doppelt anziehend waren diese Ausflüge, wenn man mit ihnen Besuche bei Bekannten verbinden und in regem geselligen Verkehre die oft schmerzliche Entbehrung der Heimat vergessen konnte. Wohnen doch die meisten bei den seit dem Waffenstillstande eingetretenen Dislokationen in schönen, anmutig gelegenen Villen, meist die Offiziere eines Stabes oder einer Kompagnie in einem Hause zusammen. Eine ungezwungene Gastlichkeit wurde allseitig geübt und man konnte sicher sein, überall als ein willkommener Gast aufgenommen zu werden. Ich denke mit dankbarer Freude an so manchen in harmloser Fröhlichkeit verlebten Nachmittag zurück, den ich in den freundlichen Quartieren so mancher zu unserer Division gehörigen Offiziere verleben durfte; hier in dem früher vom Kronprinzen von Sachsen bewohnten, jetzt den Offizieren einer Kompagnie des Garde-Jägerbataillons eingeräumten Schlosse von Margency, dort in dem auf einer Anhöhe reizend gelegenen Schloßchen Latour, wo Major von Arnim mit liebenswürdigster Gastlichkeit Haus hielt, da am See von Enghien, in der Villa des Mr. Willemeffant, Herausgeber des Figaro, wo der Stab des ersten Garderegiments zu Fuß zwei Monate hindurch eine fürstlich eingerichtete Wohnung inne hatte. Ich denke an so manche Villa in dem reizenden Thale von Montmorency, wo ich nach dem dort gehaltenen Gottesdienste Einkehr halten durfte, wie z. B. in dem von Graf Ranitz bewohnten, später von unserm General-Kommando benutzten Schlosse, mit seinem herrlichen Park.

An dem letztgenannten Orte erregten natürlich die dort noch fortlebenden Erinnerungen an Jean Jacques Rousseau, der hier etwa drei bis vier Jahre gelebt hat, unser besonderes Interesse. War doch die erste Revolution in ihrer Huldigung für ihren geistigen Urheber und Vorkämpfer soweit gegangen, daß sie selbst den Namen des Ortes Montmorency, dem Hauptwerke J. J. Rousseaus zu Ehren, in „Emile“ verwandelte. Das hat nun freilich nicht Dauer gehabt, ebensowenig wie die Monatsnamen Terminal und Fruktidor, aber die „Eremitage des Jean Jacques Rousseau“ ist doch die größte Sehenswürdigkeit des Ortes geblieben, und wer dort hin kam, um von der prächtigen Höhe aus über die Villenstraße von Neu-Montmorency hinweg auf das in lachendem Glanze daliegende Paris zu blicken, der versäumte nicht, auch nach dem Rousseau-Häuschen zu fragen und mit schuldiger Andachtsmiene auf die verschoffenen Rococomöbel zu blicken. Freilich blieb es sehr fraglich, ob man an der richtigen Stelle gestanden hatte, denn Rousseau hat seinen Aufenthalt in Montmorency

mehrmals gewechselt. Die bekannte „Eremitage“, in der er seine „Neue Heloise“ geschrieben hat, lag nicht in Montmorency selbst, sondern in der Nähe auf dem Landsitze La Chevrette, das seiner Freundin Frau von Epinay gehörte. Infolge eines Zerwürfnisses mit ihr verließ er La Chevrette, um in Montmorency eine Wohnung zu beziehen, und bewohnte abwechselnd ein Häuschen im Montlouis-Garten oder ein Schlößchen im Park des Herzogs von Luxemburg, wie er in seinen Confessions selbst berichtet hat. Das erstere wurde uns als seine Wohnung bezeichnet. Es liegt in einer stillen Schlucht von hohen Mauern umschlossen und von anmutvollen, halbgarten-, halb parkartigen Anlagen umgeben, ein Dichter-Aufenthalt, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Das „Häuschen“, das man uns zeigte, schien einer „leichten Überplünderung“ nicht entgangen zu sein, doch waren die Erinnerungsstühle und das Gedächtnisoppha unberührt stehen geblieben. Man hatte das letztere mit seinen dünnen Beinen wohl für heutige Ansprüche nicht bequem genug gefunden. Der jetzige Besitzer hat übrigens aus diesem Häuschen eine Sammelstätte für allerhand zusammengetragene Raritäten gemacht, die meist der Gothik angehören: Apostel, Propheten, Heiligenbilder, Crucifixe, Rosetten, Fenster, meist aus abgebrochenen Kirchen und Kapellen stammend, größtenteils Dinge, die am wenigsten zu dem Andenken Jean Jacques Rousseaus passen.

In Engghien wurden, als der Frühling ins Land gezogen war, regelmäßige Nachmittagskonzerte eingerichtet, die abwechselnd von den Musikkorps der in der Nähe gelegenen Truppenteile gegeben wurden. Sie wurden von den Offizieren aus allen umliegenden Kantonnements gern und fleißig besucht, und man konnte immer sicher sein, dort Bekannte zu treffen. Selbst die Offiziere anderer Armeekorps, die St. Denis besuchten, versäumten es nie, auch nach dem reizend gelegenen Engghien einen Abstecher zu machen, und so herrschte dort stets ein reges Leben. Man wurde oft an Wallensteins Lager erinnert, wenn man die Uniformen der verschiedensten Truppenteile und Waffengattungen sich hier in buntem Gemisch durch einander bewegen sah.

Vor allem gab mir aber auch die Ausübung meines Berufes stete Veranlassung zu Ausfahrten in die jetzt auf einen weiten Umkreis sich erstreckenden und weit zerstreuten Kantonnements. Es war buchstäblich eine Diaspora-Gemeinde, die ich während der Zeit der Okkupation zu bedienen hatte. Mein Pfarrensprengel dehnte sich von St. Denis aus strahlenförmig auf viele Meilen aus. Von einer Zusammenziehung mehrerer Bataillone

oder gar verschiedener Truppenteile zu gemeinsamen Gottesdiensten konnte nur ausnahmsweise und aus besonderem Anlaß die Rede sein. So in den ersten Tagen nach dem endgiltigen Abschluß des Präliminarfriedens, in denen bei unserer ersten Garde-Infanterie-Division von meinem Kollegen Gerlach und mir an verschiedenen Stellen Dankgottesdienste für den Frieden abgehalten wurden. Für die Garnison von St. Denis fand derselbe auf dem großen Hofraum und Spielplatz hinter der alten Abtei, der jetzigen Legion d'honneur statt. Das erste Garderegiment versammelte sich an demselben Tage im wundervollen, damals schon im ersten Frühlingschmucke prangenden Park von Soissy. Der Altar hatte eine Gruppe schöner Tannen zum Hintergrund, und die ganze Umgebung, die schönen Gestalten unserer Grenadiere mit ihren jetzt wieder blank gepuzten Uniformen und Waffen, die herrlichste Frühlingssonne, welche die Feier begünstigte, alles das trug dazu bei, sie zu einer besonders erhebenden zu machen. Ich predigte über Psalm 9, 1—12 von dem Danke, zu dem der Friede uns ermuntert, und von dem mahnenden Gerichte, das in dem Frieden sich offenbart.

Noch erhebender waren die an denselben Stätten einige Tage später stattfindenden Gottesdienste, in denen wir den Geburtstag des Kaisers und Königs festlich begingen. Welch eine Geburtstagsfeier war das! Unmittelbar vor den Thoren von Paris, begleitet von dem Donner der Freundschüsse, welche unsere Geschosse jetzt von denselben Wällen ertönen ließen, von denen Monate lang die Franzosen ihre tödtlichen Geschosse uns zugesendet hatten; und das Heil dir im Siegerkranz! einem Könige zugejauchzt, der in einem Kriegsjahre sich einen Lorbeerkranz gewunden hatte, welcher auf jedem Blatte den Namen eines neuen Siegestages trug, und dem der Siegerkranz zur goldenen Kaiserkrone geworden war. Wann hätten je auf einen irdischen Herrscher die Worte des 21. Psalms mit vollerer Wahrheit angewendet werden können: „Du überschüttetest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. — Er hat große Ehre an deiner Hilfe, du legest Lob und Schmuck auf ihn“, als auf unseren Kaiser bei jener Feier seines Geburtstages.

In St. Denis gestaltete sich die Feier durch die seitens der dortigen Kommandantur getroffenen Anordnungen ganz besonders festlich. Schon am Abend vorher wurde dieselbe in der erhebednsten Weise eingeleitet. Auf dem Platze vor der in bengalischem Lichte strahlenden Kathedrale spielten die Musikkorps der beiden in St. Denis liegenden Regimenter, des Garde-Füsilier- und vierten Garderegiments z. F., patriotische Stücke

und Choräle. Freund und Feind fühlten: hier wird Gott in Lob und Dank die Ehre gegeben; hier stärkt man durch vaterländische Gesänge die Liebe für Kaiser und Vaterland. Der Eindruck war gewaltig; es war, als müßten die alten Könige von Frankreich auf diese neue Erscheinung herniederblicken. Durch ganz St. Denis drang wie Meereswogen der brausende Schall der Lieder: „Heil Dir im Siegerkranz“, „Ich bin ein Preuße“ und „Die Wacht am Rhein“. Sobald die letzten Töne verklungen waren, setzte sich ein großer Fackelzug in Bewegung, voran ein Trupp Mänen, geführt von dem Ordonnanzoffizier der Division, Lieutenant von Esbeck; ihnen folgten, von mehr als zweihundert Fackelträgern eingeschlossen, ein Zug Infanterie, die Sänger und dann unzählige Soldaten und auch viele Bürger, die das ungewohnte Schauspiel herbeigeloct hatte. Mit unsern schönen Armee- und Kriegsmärschen, abwechselnd mit dem in den engen Straßen donnerähnlichen Rollen der sechzig wirbelnden Trommler, bewegte sich der lange Zug durch die Hauptstraße der Stadt zu der Wohnung des Divisions-Kommandeurs, General von Pape, und des Kommandanten, General von Medem, denen ein echtes Soldatenständchen aus tausend Kehlen mit Begleitung der Kapellen gebracht wurde. Dann ging es hinaus zu den Vorposten. Bei der vordersten Feldwache auf der großen Straße nach Paris, im Angesichte der gefangenen aufrührerischen Hauptstadt, wurde Halt gemacht. Die von dem Feuerscheine der Fackeln gerötete Luft erzitterte weithin von den jetzt mit doppelter Begeisterung unter Posaunen- und Trommelschall angestimmten Vaterlandsliedern. Von dieser Freude und Einigkeit seiner Feinde wurde damals auch mancher Franzose tief ergriffen. Mit lautem Jubel kehrte der Zug zur Kathedrale zurück, und während die hochauflodernden Flammen der zusammengeworfenen Fackeln den stolzen ehrwürdigen Bau erleuchteten, beschloß der Choral: „Nun danket alle Gott“ und die schöne erhebende Melodie des Abendsgens die Feierlichkeit. Jubel- und Freudenklänge waren verhallt und um neunehhalb Uhr herrschte lautlose Stille in der Stadt, nur der eintönige Hufschlag einzelner durch die Straßen eilender Mänenpatrouillen erinnerte jeden daran, daß die strenge Polizeistunde nicht vergessen war. Das war der Vorabend des ersten „Kaisers-Geburtstag“ in Feindes Land.

Ein herrlicher Geburtstag brach an. Die aufgehende Sonne wurde auf dem Marktplatz von sämtlichen Musikkorps und Tambours mit dem großen Wecken begrüßt und dann diese einfache beliebte Melodie durch die ganze Stadt gespielt. Schon mit dem ersten Grauen des Tages hatte sich

in allen Häusern das regste Leben entfaltet und in der strahlenden Morgen-
sonne stand St. Denis da, wie mit einem Zauberstrahl reich geschmückt
und beslaggt. Aus jedem Fenster, aus jedem Dache flatterten in allen
Größen schwarz-weiße und schwarz-weiß-rote Fahnen, viele Häuser waren
vom untersten bis zum obersten Stock mit grünen Gewinden und Kränzen
behangen, kaum eins war ohne den jungen Frühlingschmuck. Zahlreiche
Guirlanden hingen quer über die Straßen, Transparente, Sinnprüche,
Namen der Gefechte sah man allerwärts an den Soldatenquartieren. Auch
die hohe Fassade der Kathedrale zierten schwere Guirlanden und an vielen
Stellen, besonders von den vier Ecken des hohen Turmes, wehten mächtige
preußische und deutsche Fahnen herab. Alle Soldaten auf der Straße
trugen Helm und Seitengewehr.

Um zehn Uhr wurde in dem großen parkartigen Garten hinter der
Legion d'honneur, der ehemaligen Abtei von St. Denis, Feldgottesdienst ge-
halten. Die Damen, die hier wie Fürstinnen walteten, waren zwar empört
über diese Entweihung ihres geheiligten Bodens; aber diesmal waren alle
ihre Proteste, die sie einzulegen suchten, vergeblich. Vor einem würdig aus-
gestatteten Feldaltare, auf welchem dieselbe rotseidene, mit dem Eisernen
Kreuz geschmückte Felddecke ausgebreitet war, die bei der Kaiserproklamation
gedient hatte, nahmen die Truppen der Garnison in einem nach einer Seite
geöffneten Karree Aufstellung. Von der Musik des Garde-Füsilierregiments
begleitet, wurde unser schönes Königs-Geburtstagslied angestimmt: „Vater,
kröne du mit Segen, unsern König und sein Haus.“ Wie feierlich klang
es an dieser Stätte, vor den Thoren der überwundenen feindlichen Haupt-
stadt gesungen. Meiner Festpredigt hatte ich das Wort Psalm 132
V. 17, 18 zu Grunde gelegt: „Ich habe meinem Gesalbten eine Leuchte
zugerichtet. Seine Feinde will ich mit Schanden kleiden, aber über ihm
soll blühen seine Krone.“ Die Anwendung dieses Wortes auf die
Krone seiner zur deutschen Kaiserwürde erhobenen Königsmacht, auf den
frischen Lorbeerkranz seiner Siege, und auf die unverwelfliche Krone des
Lebens ergab sich ganz von selbst. Ein feierliches Tedeum machte den
Schluß der erhebenden Feier. Für das erste Garderegiment durfte ich
eine Stunde später in dem vorhin schon erwähnten Parke von Soissy eben-
falls einen Feldgottesdienst im Freien halten.

In St. Denis versammelten sich die Generalität und sämtliche
Offizierkorps auf dem Kasernenhof, wo Punkt zwölf Uhr die Parole:
„Es lebe der Kaiser!“ ausgegeben wurde. — In demselben Augen-

blicke erdröhnten auf ein gegebenes Zeichen von den umliegenden Forts hundertundein Salutschüsse aus den schwersten erbeuteten Geschützen mit solcher Pulververschwendung, daß die Einwohner behaupteten, selbst zur Zeit der heftigsten Beschießung nicht solches Getöse gehört zu haben. Um Irrtümer zu vermeiden, hatte General von Pape vorher den Kanonendonner zu Ehren Sr. Majestät unsers Königs in Paris anzeigen lassen. Die geweihteste und gehobenste Stimmung machte sich in allen Kreisen sichtlich geltend und beherrschte auch die fröhlichen Festmahle, zu denen sich an diesem Tage die Offiziere allerwärts in größeren oder kleineren Kreisen zusammen fanden, und auch die Mannschaften wurden überall festlich gespeist. Besonders glänzend gestaltete sich das Festmahl, zu dem sich der Divisionsstab und die Offiziere sämtlicher in St. Denis und dessen Forts liegender Truppenteile, über hundertfünfzig an der Zahl, in dem großen Speisejaale der Ehrenlegion, wiederum zum Entsetzen der Vorsteherinnen, vereinigten. Der Kommandant, General von Medem, hatte, unterstützt von seinem in solchen Anordnungen unübertrefflichen Platzmajor, alles aufgeboten, um ein Festlokal herzustellen, wie es würdiger und schöner in der größten Garnisonstadt im Frieden nicht zu beschaffen sein dürfte. In kräftigen Soldatenworten brachte Generalleutenant von Pape das Hoch auf den Kaiser und König aus, und die stürmische Begeisterung zeigte, wie jeder wohl heute doppelt und vielleicht mehr als je fühlte, was uns unser König und was uns unser Preußen sei. Noch vor der Beendigung des Mahles war die ganze Stadt illuminiert, und während die Generale, eskortiert von einer Abteilung Ulanen, durch die Straßen fuhren, tönte ein nicht endendes Jubelgeschrei von den Soldaten entgegen, mit welchem dieselben immer von neuem den Weg ihrer Führer bezeichneten. Die Kathedrale flammte in großen bengalischen Feuern und vom Hüte Pinçon, dem Berge, von welchem aus vor nicht langer Zeit unsere Granaten als zerstörende Todesboten, Grauen und Entsetzen erregend, in St. Denis eingedrungen waren, strahlte jetzt mit Tageshelle ein Friedens- und Freudenfeuer herüber von einem hohen Scheiterhaufen, dessen gewaltiger Aufbau mit Theer- und Beschäftern und sonstigem Material aus den Forts drei Tage erfordert hatte.

Die Soldaten waren an diesem Tage in jeder Weise geradezu musterhaft, — die Einwohner in Bewunderung; hatten doch schon sehr viele ihrer Einquartierung an der Ausschmückung der Häuser, am Nähen der Fahnen und Binden der Kränze geholfen. Ulanen- und einige Infanterie-Patrouillen durchstreiften vom Morgen bis in die Nacht der Sicherheit halber die ganze

Stadt, aber nicht eine Ausschreitung, nicht eine Ruhestörung kam vor, und um zehn Uhr, bis zu welcher Stunde für diesen Abend der Urlaub ausgedehnt war, lag die Stadt in tiefer Ruhe und Frieden und das Feuer vom Butte Pinçon leuchtete noch einsam nach Paris hinüber, wo man Ruhe und Frieden nicht wieder finden konnte.

Mit diesen festlichen Tagen waren wir schon weit in die stille Passionszeit eingedrungen, die auch im Felde ihr Recht forderte, und das Osterfest mit der ihm vorangehenden ernstesten Charwoche nahte heran. Da war es von selbst geboten, vor der Predigt vom Kreuze alles Predigen von irdischer Macht und Siegesherrlichkeit schweigen zu lassen und mit dem Apostel zu sprechen: „Es sei aber ferne von mir rühmen, denn allein von unserm Herrn Jesu Christo.“ Und es that wohl, nun wieder in das ruhige Geleis stiller Passionsbetrachtungen zurückzulenken und von dem Frieden zu zeugen, der uns in Christo geschenkt ist. — Was die Zahl von Gottesdiensten betrifft, so ist das Wort vom Kreuz wohl selten reichlicher verkündet worden, als in den nun folgenden Wochen vor Ostern und namentlich in der Charwoche selbst, und zahlreichere Osterkommunionen als damals bei manchen Truppenteilen haben auch nicht oft stattgefunden. Die Truppen hatten jetzt Zeit, man wußte jede Kompagnie in einem festen Kantonnement zu finden, das man auf dem Divisionsbureau jeden Augenblick erfahren konnte, und das Verlangen nach Gotteswort und Abendmahl durfte man nach der langen Entbehrung der vorhergehenden Monate überall voraussetzen. Von mir und meinem Kollegen, dem der zweiten Garde-Infanterie-Brigade zugeheilten Divisionspfarrer Gerlach, sind allein in der Zeit vom Palmsonntag bis zum zweiten Ostertag zweiundzwanzig Gottesdienste gehalten worden, davon sechszehn mit Abendmahlsfeiern, bei denen sich die Zahl der Kommunikanten auf nahe an viertausend belief. Die Teilnahme an den Kommunionen würde vielleicht noch größer gewesen sein, wenn nicht sehr viele in der Hoffnung baldiger Heimkehr hätten warten wollen, bis sie daheim mit den Ihrigen zum Tisch des Herrn gehen konnten. Nicht selten geschah es auch in dieser Zeit, daß einzelne in unsern Kantonnements sich aufhaltende evangelische Landsleute um die Erlaubnis baten, an der Kommunionfeier unserer Truppen teilzunehmen. So meldete sich bei mir in Enghien eine dort wohnende evangelische Bonne aus Leipzig und bat, zu meiner Überraschung im unverkennbarsten sächsischen Dialekt mich anredend, zum Abendmahl mitgehen zu dürfen, was ihr natürlich mit Freuden gestattet wurde.

Wenn sich aber auf der einen Seite in dieser im Feindesland durchlebten Passions- und Ofterzeit der fromme, gottesfürchtige Sinn unserer Truppen noch einmal in der erfreulichsten Weise kundgab, so darf ich es doch um der Wahrheit willen nicht verschweigen, daß je länger die Zeit der Heimkehr sich hinausshob, desto mehr der Aufenthalt vor Paris für viele ein Capua zu werden drohte, und daß über manche unter dem gewaltigen Eindruck des Krieges hoffnungsvoll aufgeproffene Saat ein vernichtender Frostreif fiel. Die Ausübung des geistlichen Amtes ist mir in jener Zeit recht oft durch die Wahrnehmung ersichert worden, daß die wunderbaren Erfahrungen göttlicher Hilfe, die wir gemacht hatten, von sehr vielen nur allzusehnell vergessen wurden. Viele, die auf manchem Schlachtfelde dem Tode mutig und tapfer ins Angesicht geschaut hatten, erwiesen sich den jetzt an sie herantretenden Versuchungen gegenüber recht schwach und haltlos. Massenhaft strömten der Pariser Demimonde angehörige Dirnen aus Paris heraus und überschwemmten St. Denis und die weiter zurückliegenden Kantonnements. In Café chantants und Tingel-Tangeln aller Art trieben sie ihr Wesen, und nur allzu nachsichtig drückten selbst höhere Vorgesetzte diesem Treiben gegenüber ein Auge zu, ja man konnte über die Unzuchtsünden, denen dadurch Vorschub geleistet wurde, hin und wieder in der laigesten Weise urteilen hören. In St. Denis wurde mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung ein Theater eröffnet, von dessen Besuch ich mich zwar grundsätzlich ferngehalten habe, aber was gelegentlich von den dort gebotenen Genüssen berichtet wurde, ließ darauf schließen, daß die leichtfertigsten Operetten den Hauptbestandteil des täglichen Theaterzettels bildeten. Den Schluß machte in der Regel ein von Damen der Pariser Halbwelt aufgeführtes Ballet. Auf der Straße erschienen diese Circen immer in Trauer. Der Fall des Vaterlandes ging ihnen offenbar tief zu Herzen, und nur dann und wann gab ein pfeilartig geschleudertes Streifblick Hoffnung auf baldige Wiedergenehung. — Auch dem Spielteufel wurde namentlich in dem von unseren Offizieren besuchten Café de l'Industrie stark gefröhnt. Ehe man es sich versah, waren eins oder mehrere der in dem Café befindlichen Billards in einen Spiel Tisch verwandelt, auf dem die im Tempeln gewonnenen oder verlorenen Goldstücke hin- und herrollten. Noch viel schlimmer als in St. Denis soll es in betreff des lockern Treibens in mehreren andern Orten während der Okkupation hergegangen sein; wenigstens schreibt Th. Fontane in seinem Buche: „Aus den Tagen der Okkupation“, daß Rouen in sittlicher Beziehung „ein schlimmer Platz gewesen sei“. In eben jenem

Stadtviertel, so berichtet er, darin die Jungfrau verbrannt worden war, war sie aufs neue mächtig geworden und rächte sich an den Feinden ihres Landes. Mancher, der dem Schwerte Dunois-Faidherbes glücklich entgangen war, erlag hier dem Zauber der Pucelle.“

Es war selbstverständlich, daß die Predigt des Feldgeistlichen, wenn er es mit seiner Aufgabe ernst nahm, zu solchem Treiben nicht schweigen durfte. Er hätte sich einer Pflichtverfümmnis schuldig gemacht, wenn er gegen solches Unwesen nicht lautes und unzweideutiges Zeugnis abgelegt hätte. Zeigte doch die Unverfrorenheit, mit der sich daselbe oftmals ganz offen breit machte, wie wenig bei einem großen Teile unseres Heeres die gewaltigen Eindrücke der großen Zeit in die Tiefe gegangen waren. Um so weniger durfte daher jetzt die ernste Mahnung zur Buße und zur Erneuerung des Herzens und Lebens vergessen und unterlassen werden. Hatte bisher die Predigt die Herzen aufzurichten und zu stärken gehabt: jetzt mußte der Ton ernster sittlicher Mahnung, auch wohl scharfer Bußpredigt mehr hervortreten. Der Zeit der Aufregung war die Zeit der Erschlaffung gefolgt, die Ruhe brachte Wohlleben, Versuchungen und Ungehörigkeiten mit sich, die leibliche Sicherheit führte die geistliche gar oft im Gefolge. Gewiß ist, daß diese Zeit der Ruhe, zumal da dem immerwährenden Harren und der oft gegebenen Hoffnung auf Heimkehr immer wieder Enttäuschung und Mißmut folgten, für den Soldatenstand die versuchungsreichste Zeit des ganzen Feldzuges gewesen ist. Hin und wieder that es wohl auch not, der manchmal zu unsoldatischer Schwäche werdenden übertriebenen Sehnsucht nach der Heimat entgegenzutreten, in der manche versucht waren, ungeduldig zu murren und die Köpfe hängen zu lassen.

Wie im Winter die Zeit der Belagerung von Paris über alles anfängliche Erwarten sich in die Länge gezogen hatte und aus Wochen, auf die man sich anfangs gefaßt gemacht hatte, Monate geworden waren, so ging es nun auch wieder mit der Zeit der Okkupation. — Wie nahe glaubten wir die Heimkehr, als der Präliminarfriede von der französischen Nationalversammlung bestätigt war, und der Kaiser schon in den ersten Tagen des März mit dem königlichen Hauptquartier die Rückreise angetreten hatte. Als ich am 6. März von meinem Schwager Noon bei dessen Abreise nach Berlin Abschied nahm, tröstete er mich mit der Aussicht, daß wir in etwa vierzehn Tagen auch erlöst sein würden, und dem allgemein verbreiteten Gerücht, daß das Gardekorps schon vor dem 22. März Frankreich verlassen würde, schenkte man auch in den maßgebenden Kreisen noch immer Glauben.

Sah sich doch das Festkomitee, welches sich für die Feier zu Königs-Geburtstag gebildet hatte, veranlaßt, mit dem Wirt des vielgenannten Hotels Cerf in St. Denis, der das Essen zum Festmahl zu liefern hatte, noch am 20. März einen Kontrakt über eine Entschädigung abzuschließen, falls das Festmahl am 22. nicht zu stande kommen sollte. In einem von mir am 14. März an meine Frau gerichteten Briefe mahnte ich sie, ja bei Zeiten auf die Sicherung von Zuschauerkarten für den Einzug der Truppen Bedacht zu nehmen, denn daß derselbe spätestens anfangs April erfolgen werde, daran zweifelte damals niemand.

Bekanntlich verlängerte sich die Zeit der anfangs auf Wochen berechneten Okkupation des von uns besetzten, am rechten Seineufer gelegenen französischen Gebietes nicht bloß durch den langsamen, durch mancherlei Schwierigkeiten behinderten Fortgang, den die zunächst in Brüssel geführten Friedensverhandlungen nahmen, sondern vor allem durch die Ereignisse, welche am 18. März in Paris die Schreckensherrschaft der Kommune eingeleitet, und den Fortbestand jeder geordneten Regierungsgewalt in Frankreich in Frage gestellt hatten. Durch den an dem gedachten Tage in Paris ausgebrochenen, schon seit Anfang März vorbereiteten Aufstand waren dem französischen Gouvernement in der Hauptstadt die Zügel der Regierung entrissen worden und dasselbe hatte sich mit den Ministern, Beamten und wenigen treugebliebenen Truppen nach Versailles flüchten müssen. Machtlos und unentschlossen hatte es der Empörung gegenübergestanden und es nicht hindern können, daß die wegen ihrer Tüchtigkeit und strengen Disziplin hochgeachteten Generale Le Comte und Clement Thomas auf offener Straße von ihren Untergebenen ergriffen, in brutalster Weise gemißhandelt, herumgeschleppt und zuletzt in dem Garten eines entlegenen Hauses von den Empörern zusammengeschossen wurden. Wenn sich das Land oder doch andere größere Städte, wie die Aufständischen hofften, der Empörung anschlossen, dann entbehrte Frankreich einer gesicherten Regierung, die für die Innehaltung und Erfüllung der im Friedensschluß vereinbarten Bedingungen, insbesondere für die Zahlung der fünf Milliarden Kriegsentchädigung, Bürgschaft leisten konnte. Darum mußte die deutsche Heeresleitung darauf Bedacht nehmen, Paris auf der von unsern Truppen noch besetzten Seite in ihrer Gewalt zu behalten, um dadurch ein Pfand für die Erfüllung der Friedensbedingungen in der Hand zu haben. Unter diesen Umständen ließ unser thatkräftig entschlossener General von Pape die Vorposten verstärken und das Dorf Aubervilliers dicht vor den Thoren von Paris stark besetzen, obwohl es zur neutralen Zone gehören und daher gerade

in diesen Tagen von unsern Truppen geräumt werden sollte. Aber obwohl die Kunde von den Vorgängen in Paris zu uns gedrungen war, so hielten wir die Sache doch zunächst für einen unbedeutenden Putsch und zweifelten nicht an der baldigen Niederwerfung der Empörung. Daß es dazu erst zweimonatlicher heißer und blutiger Kämpfe bedürfen würde, in denen alle Schrecken und Grenel des Bürgerkrieges über Paris hereinbrechen sollten, ahnte niemand von uns, und deshalb hielten wir noch lange an der Hoffnung auf baldige Heimkehr fest. Wir sollten indessen eines andern belehrt werden. Der Anhang der Aufständischen wuchs immer mehr. Selbst aktive Offiziere, unter ihnen sogar ein Brigade-General, stellten sich auf Seiten der Kommune. In kurzer Zeit waren die Nationalgarden, sowie Tausende von Bürgern und Linien Soldaten, welche ihnen zuströmten, organisiert und bewaffnet.

Durch den von der Kommandantur eingerichteten Nachrichtendienst wurden wir, wenigstens in den ersten Wochen des Aufstandes, von den Ereignissen in Paris ziemlich genau unterrichtet. Minder zuverlässig als die Nachrichten, die unsere Kundschafter aus Paris brachten, waren diejenigen, die wir aus den Pariser Zeitungen erhielten, welche mit Ausnahme der letzten Tage des Aufstandes, in denen jeder Verkehr nach Paris hinein und von dort zu uns heraus völlig abgeschnitten war, auch jetzt noch täglich an den in St. Denis errichteten Zeitungskiosken feilgeboten wurden. Mit derselben Dreistigkeit, mit welcher im Verlaufe des Krieges die Pariser Zeitungen gelogen und ihre Leser mit falschen Nachrichten getäuscht hatten, setzten sie dieses Geschäft auch während des Bürgerkrieges fort. Geradezu Unerhörtes leisteten die Schandblätter wie der Père Duchêne, der Rappel, Rocheforts Mot d'Ordre und andere in unsere Hände gelangenden Blätter in den gotteslästerlichen Kundgebungen, in denen sie sich gegenseitig zu überbieten suchten. Keine Nummer derselben, die nicht von wutschnaubenden und bluttriefenden Ergüssen angefüllt gewesen wäre, in denen jede göttliche und menschliche Ordnung verhöhnt, alles Heilige mit Füßen getreten worden wäre. Das Lesen dieser Blätter war nur insofern lehrreich, als sie uns in den grauenvollen Abgrund des Verderbens, dem ein von Gott und seiner heiligen Ordnung abgefallenes Volk mit innerer Notwendigkeit anheimfällt, entsetzte Blicke thun ließ. Es strafte sich jetzt bitter, daß die französische Regierung die pünktliche Ausführung der Abrüstung und Waffenlieferung, welche in den Friedenspräliminarien ausbedungen war, nicht gewissenhaft erfüllt hatte. Infolgedessen standen der Kommune die Mittel zu Gebote, ihre Anhänger vollständig zu bewaffnen. Nicht nur unzählige Gewehre, sondern auch fünf-

hundert Feld- und Festungsgeschütze waren in ihren Händen. Auch das strafte sich, daß man von Seiten des französischen Gouvernements alles gethan hatte, um den Einzug der deutschen Armee in Paris zu hintertreiben. Bei einer regelrechten Besetzung der feindlichen Hauptstadt durch unsere Truppen wäre es wahrscheinlich niemals zu dem Ausbruch der Kommune und zu dem schrecklichen Bürgerkriege gekommen, in welchem sich die Söhne des noch aus tausend Wunden blutenden Landes fast zwei Monate hindurch unter unseren Augen gegenseitig zerfleischten.

Die auf der Südseite von Paris hin und her wogenden Kämpfe waren zwar für uns zu entfernt, um sie beobachten zu können, aber im Westen konnten wir den Verlauf derselben von dem hohen Aussichtspunkte des Mont d'Argemont bei Argenteuil aus genau verfolgen. Von derselben Stelle aus, von der wir noch vor einigen Monaten dem Granat- und Gewehrfeuer zugehört hatten, das der Mont Valérien und die französische Vorpostenlinie auf unsere Stellungen richteten, waren wir nun Zeugen der blutigen Scenen, deren Schauplatz die Seine-Übergänge bei Asnières und Neuilly, sowie das am Fuße des Mont Valérien belegene Gelände wurde. So konnten wir von dort aus am 3. April deutlich einen Ausfall beobachten, den die Truppen der Kommune gegen Versailles unternahmen. Er wurde zwar mit Hilfe des Granatfeuers von Mont Valérien zurückgeschlagen, aber erst nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelang es den Versailler Truppen, die Brücke von Neuilly zu nehmen, und dann dauerte es noch wochenlang, ehe man hier einen Schritt vorwärts kam. Es entspannen sich dort fast täglich Kämpfe, in welchen es jedoch nicht gelang, die Pariser aus dem Dorfe Neuilly hinauszumerfen, dessen arme Einwohner die ganze Zeit über in den Kellern zubringen mußten. Ein viel besuchter Beobachtungspunkt, von dem aus wir diesen wochenlangen Kämpfen aus unmittelbarster Nähe zuschauten, war die gegen Paris vorspringende Spitze der Insel St. Denis, wo an dem linken Seineufer einige Kommune-Geschütze standen. Je nachdem es der Bedienungsmannschaft beliebte, die sich meist in einem anstoßenden Café aufhielt und sich mit Absynthtrinken die Zeit vertrieb, wurde aus ihnen von Zeit zu Zeit über die äußerste Spitze der Insel nach dem von den Versaillern auf dem linken Ufer besetzten Dorfe Asnières hinübergeseuert. Die deutschen Truppen hatten die Weisung, sich bei den zwischen den Aufständischen und dem Gouvernement zu Versailles hin- und herwogenden Kämpfen neutral zu verhalten, so lange keine Verletzungen der Friedensbedingungen vorkämen, im allgemeinen aber

im Interesse des Gouvernements zu wirken, und namentlich keine Ausdehnung der Unruhen über die Mauern von Paris zu dulden. Dieser Weisung gemäß wurde dem Versailler Gouvernement gestattet, auch in den von uns besetzten Departements die National-Garde aufzubieten, und auch den aus Norden herangezogenen französischen Truppen, sowie den aus der Gefangenschaft zurückkehrenden wurde der freie Durchzug durch St. Denis nach Versailles gewährt. Daher hatten wir wiederholt Gelegenheit, einen solchen Truppendurchmarsch mit anzusehen. Der Eindruck, den die zurückkehrenden Gefangenen machten, war ein höchst trauriger. Sie wußten von den Zuständen in ihrem Lande meist gar nichts, und wenn sie hörten, daß sie kämen, um ihre eigene aufständische Hauptstadt anzugreifen, so waren sie in hohem Grade entmuthigt und empört und häufig genug fragten sie, ob sie nicht besser thäten, sich der National-Garde in Paris anzuschließen.

Aufs strengste überwachte General von Pape jede Verletzung des zwischen unserer Stellung und der Umwallung von Paris liegenden neutralen Gebietes von Seiten der Kommune. Als diese eines Tages aus Staatsmagazinen, welche auf diesem Gebiete lagen, eine bedeutende Menge von Mundvorräten nach Paris geschafft hatten, ließ General von Pape eine Kompagnie des Garde-Füsilieregiments zur Besetzung der Magazine bis dicht an das Thor von Paris rücken. Der Hauptmann der Kompagnie traf hier mit einem bewaffneten Offizier der Nationalgarde zusammen, der ihm erst in frecher Weise entgegentrat, aber als er die kräftigen Säbelhiebe des Hauptmanns spürte, schreiend die Flucht ergriff und sich bluttriefend in den Pariser Festungsgraben rettete. Noch an demselben Tage erschien bei General von Pape eine Absendung von drei Mitgliedern der Kommune, begleitet von einem Obersten und Generalstabs-Chef, welchen Titel, beiläufig bemerkt, mindestens immer Einer der Pariser Abgesandten führte; dieselben forderten stolz Revanche für den am Morgen verübten Akt brutaler Gewalt und für die Verletzung des neutralen Gebietes. Dabei schwatzten sie wenigstens eine halbe Stunde lang durcheinander, einer immer hitziger als der andere, nur einer — Kaval Rigault hieß er, offenbar der einzige Intelligente unter ihnen — schwieg gänzlich. Ohne ein Wort zu sagen, ließ General von Pape sie ruhig sich austoben und als sie endlich, um wieder zu Atem zu kommen, eine kleine Pause eintreten ließen, fragte der General sehr höflich, ob sie ihm gestatten würden, daß auch er einige Worte spräche. Da ging aber das mitrailleurseuartige Geschwätze von neuem los; endlich nach fast wiederum einer Viertelstunde kam der General zu Wort und sagte

ziemlich wörtlich folgendes: „Meine Herren, Sie verlangen Revanche. Gut, Sie sollen sie haben, derart wie ich sie zu geben beabsichtige. Hören Sie. — Ich ersuche Sie in ein Parterrezimmer meines Hauses einzutreten. Dort werden Sie den Knopf eines Telegraphen finden. Ein Druck auf diesen Knopf und sechsundachtzig schwere Geschütze, von deren Vorhandensein und Aufstellung sich zu überzeugen ich Ihnen anheimgabe, eröffnen im Augenblick ihr Feuer auf Paris, vorzüglich auf La Villette, La Chapelle und Belleville. — Und dieser Druck auf den Telegraphen erfolgt sofort, sobald Sie sich noch einmal unterstehen, die Konvention zu brechen und das neutrale Terrain, welches an Ihren Festungsmauern beginnt, mit Bewaffneten zu betreten. Voilà ma réponse et la revanche que je vous donne.“ —

Starr vor Entsetzen saßen sie da. — Ihr vorheriger Übermut schlug in den erbärmlichsten Kleinmut um, und sie baten himmelhoch, von dieser entsetzlichen Maßregel abzustehen, da sie nicht Autorität genug besäßen, um das Heraustrreten einzelner Bewaffneter aus Paris zu verhindern. Die große Ordnung und Disziplin, welche sie bei uns gesehen, herrsche bei ihnen nicht, „es gehorchten wenigstens nicht alle“. Der General antwortete ihnen kurz, daß, wenn sie ihren Leute Waffen in die Hände gäben, sie auch für deren Thaten und Handlungen einstehen müßten. Übrigens sei es ihm ganz gleichgiltig, was bei ihnen vorgehe, was ihnen konveniere oder nicht, ob sie dabei zu Grunde gingen oder nicht, für ihn seien sie nur Franzosen und er habe nur einen Zweck, nämlich das zu erreichen und festzuhalten, was für Preußen und Deutschland nützlich sei, und das würde er mit Strenge durchführen und besäße dazu die Mittel. Hiermit seien sie entlassen. — Es war spaßhaft zu sehen, wie sich die Herren Députés krümmten und wanden; nur der sonderbare Generalstabs-Chef, ein Amerikaner — in Uniform mit einer roten Binde um den Leib — blieb sehr heiterer Laune und versicherte höhnisch seinen Kollegen ein über das andere Mal, sie könnten und müßten doch ganz zufrieden sein, da sie ja alles, was nur möglich, erreicht hätten. Dabei schielte der schlaue Kerl zu General von Bape herüber und gab ihm durch ironische Blicke sein Einverständnis zu erkennen. — Die Abgeordneten, welche übrigens meistens einen sehr üblen Geruch hinterließen, hatten den General wiederholt mit *citoyen* angeredet, bis man sie in dieser Beziehung zu belehren versuchte; aber *égalité* und *fraternité* schienen ihnen so sehr ins Blut übergegangen zu sein, daß sie diese Belehrung kaum verstanden.

Nicht minder übel kam eine andere Deputation der Kommune an, die sich eines Tages auf der Kommandantur in St. Denis meldete, und

in denen man bald Agenten erkannte, die in St. Denis für die Aufständischen Stimmung zu machen versuchten. Ihr sonderbarer Aufzug hatte auf die Feldwache an der Pariser Straße einen solchen Eindruck gemacht, daß dieselbe sie ohne weiteres in die Stadt einließ. In dem vierräderigen Gerippe einer Equipage mit vier Pferden, welche wie zum Karneval ausgeputzt waren, saßen die beiden Délegués. Die Kosselenter des Wagens, sowie zwei Vor- und zwei Nachreiter trugen Barett's, hellblaue Kittel mit großen roten Schärpen und hohe Wasserstiefel. Sämtliche Pferde hatten als besonderes Abzeichen an verschiedenen Stellen lange Fuchsschwänze hängen. Der vornehmste der Abgeordneten, ein poekennarbiger, pomadisirter Kommiss, stellte sich dem Kommandanten als Major im Generalstabe vor, erzählte, daß er Garibaldi und seinen Neffen erwarte und fragte, ob Paris auf unsere Unterstützung und Freundschaft rechnen könne. Da dieser Hanswurst es nur darauf abgesehen haben konnte, durch seinen, wie er glaubte, pompösen Aufzug auf die Spießbürger von St. Denis Eindruck zu machen, so mußte die ganze Gesellschaft sofort bescheiden zu Fuß, unter Aufsicht einiger Wlanen, auf der Pariser Straße wieder umkehren.

Ein ander Mal schickte General Bergeret, ein vielgenannter Leiter des Aufstandes und Kommandant eines Theiles von Paris, seinen Generalstabschef Kossel, einen früheren Ingenieur-Offizier, zu General von Pape, um anzufragen, ob er bei unserm Abbrücken von St. Denis mit Sicherheit auf die Übergabe der Forts rechnen könnte. Daß auch sein Liebesmühen umsonst war, bedarf nicht erst der Bemerkung.

Obwohl aber St. Denis ruhig, wie ein sicherer rettender Hafen, in dem ringsum stürmischen Meere lag, und der lebhafteste Verkehr mit Paris manche Abwechslung bot, so steigerte sich doch von Woche zu Woche unter unseren Truppen, bei Mannschaften wie Offizieren, die Sehnsucht nach der Heimkehr, und mit Ungeduld warteten wir auf den Augenblick, wo die Versailler Armee sich stark genug fühlen würde, gegen die in Paris wütende Schreckensherrschaft den entscheidenden Schlag zu führen. Endlich schien um Mitte Mai dieser Zeitpunkt gekommen. Aber vorher sollten wir noch einmal Zeugen der entsetzlichsten Greuelthaten werden. Ich hatte am 16. Mai mit einigen Bekannten einen Ausflug nach Fort Romainville unternommen, wo ein vielbesuchter Turm eine prächtige Aussicht in das Innere von Paris gewährte. Ganz deutlich konnten wir von hier aus durch ein gutes Fernrohr die Vorbereitungen beobachten, die zum Umsturz der Vendômesäule getroffen wurden. Von dem noch weiter nach Osten zu gelegenen Fort

Roget überblickten wir das Feuermeer, in welchem die von den Mordbrennern in dem Stadtteil von Vincennes angezündeten Gebäude in Flammen aufgingen. Endlich deutete die am 17. Mai erfolgende Zusammenziehung aller in der Nähe von St. Denis belegenen und bis dahin in den Kantonnements weit zerstreuten deutschen Truppenteile an, daß eine Entscheidung nahe bevorstand. Geschlossen sollten unsere Truppen jedem Versuch der Kommunisten, etwa aus Paris herauszubrechen, entgegentreten. Unaufhörlich erzitterte die Luft von dem rollenden Donner der Kanonen, und auch die nach Paris gesandten Kundschafter hatten die Nachricht gebracht, daß sich durch die ganze Stadt gewaltige Barrikaden zögen, von denen aus die Aufständischen sich im letzten Verzweilungskampfe wehren wollten. Am 21. Mai erfuhren wir, daß General Douai bereits bis zum Arc de triomphe vorgedrückt sei, und am folgenden Morgen erschien der verwundete Kommune-General Dombrowski mit einigen seiner Offiziere bei unseren Vorposten mit der Bitte, ihn durchzulassen, um nach Belgien zu entfliehen. Natürlich wurde diesem Verlangen nicht entsprochen. Er wurde nach Paris zurückgeschickt, wo er seinen Wunden bald erlegen ist. Auch den berühmtesten Rochefort bekamen wir in diesen Tagen zu sehen, in denen die Anführer des Aufstandes sich zu retten suchten, wie die Ratten ein sinkendes Schiff verlassen. Er war verkleidet nach Meaux entkommen, wurde dort von unseren Truppen angehalten und nach St. Denis gebracht, um von dort aus nach Versailles ausgeliefert zu werden.

Leider ließen es die Befehlshaber der Versailler Truppen, auch nachdem sie in Paris eingedrungen waren, an jeder thatkräftigen Verfolgung ihres Sieges fehlen, und so ermöglichten sie die Verheerungen und Brandstiftungen, welche die Empörer in den von ihnen aufgegebenen Stadtteilen vor ihrem Abzuge anrichteten. Durch vorherige Anhäufung von Pulver und Petroleum in den Kellern der von ihnen verlassenen Gebäude hatten sie diese planmäßige Vernichtung der schönsten Gebäude von Paris vorbereitet, um für ihre Niederlage noch einen schrecklichen Racheakt zu vollziehen. Fast alle Spritzen waren vernichtet und jeder, welcher zu löschen versuchen würde, mit Todesstrafe bedroht worden. Daher war den Bränden nun kein Einhalt zu thun. Die Tuilerien mit ihren kaiserlichen Prunkgemächern, fast sämtliche Ministerien und großen Staatsgebäude und das so herrliche Hôtel de Ville mit seinen Kunstschätzen, seiner großartigen Bibliothek und allen Archiven wurde ein Raub der Flammen und sank mit zahlreichen anstoßenden Privathäusern in Schutt und Trümmer. Ganze

Züge voll Spritzen und Pompierz aller umliegenden Städte, sogar aus Brüssel und London, passierten unsere Vorposten.

Dabei sind viele beabsichtigte Brände und Sprengungen noch nicht zur Ausführung gekommen. So behaupteten die Pariser unter anderem, daß auch die schöne Notre-Dame-Kirche und damit natürlich das umliegende Stadtviertel in die Luft fliegen sollte. Dies war jedoch möglicherweise eine Übertreibung, welche daraus entstanden war, daß die Gemölbe der Kirche als Pulvermagazin gedient hatten und man noch große Vorräte in denselben fand. An den Brandstiftungen beteiligten sich besonders Weiber, viele derselben wurden dabei ergriffen und niedergestochen. Alle Nationalgarden, welche man mit Waffen traf und in Verstecken fand, fielen sofort durch die Kugeln und Stiche ihrer Gegner. Je weiter die Versailler vordrangen, desto hartnäckiger wurde der sich immer mehr nach der Nordostecke der Stadt konzentrierende Widerstand. Am schrecklichsten wütete der Kampf an den zur Verteidigung eingerichteten Straßenecken, wo oft Haus für Haus genommen werden mußte. Aber erbarmungslos schlugen dort die Gouvernementstruppen alle nieder, sogar Greise, Weiber und Kinder. Eben so viele kamen in den hohen, von unten aus abbrennenden Gebäuden um.

Am 25. Mai sahen sich die Truppen der Kommune auf den Stadtteil Bellevue, den Hauptherd des Aufstandes, auf den Kirchhof Père la chaise und die Buttes Chaumont, ihre letzte besetzte Stellung, zurückgedrängt. Aber leider gelang es nicht mehr, die in dem genannten Stadtteil im Gefängnis La Roquette untergebrachten Gefangenen, unter ihnen den würdigen Erzbischof von Paris, zu befreien. Als die Versailler sich des Kirchhofs bemächtigt hatten, fanden sie fast sämtliche Gefangene erschossen und ohne Särge in einer noch offenen Grube liegend. Noch fast drei Tage währte der Kampf um die Buttes Chaumont, von denen aus vor unseren Augen der große Bahnhof und die Vorrats-Magazine von La Villette in Brand geschossen wurden. Das Flammenmeer, das durch diese Feuersbrunst entstand, war ein so furchtbares, daß in der folgenden Nacht St. Denis tageshell erleuchtet war. Ich wachte von dem Feuerschein auf, der so blendend war, daß ich im Hintergrunde meines Zimmers ganz gut lesen konnte. Entsetzt erhob ich mich von meinem Lager in der Meinung, daß St. Denis selbst in Flammen stände, und eilte zu den Vorposten hinaus, wo ich mich überzeugte, daß die Feuerargen der in Paris wütenden Brände aus der Ferne zu uns herüber leuchteten. Es war ein schauerlicher Anblick, bei dem man in unmittelbarster und erschütternder Weise das

Walten des heiligen und gerechten Gottes erkennen mußte, der seiner nicht spotten läßt. Wie kläglich und erbärmlich erschien angesichts dieser Greuel-scenen, die sich vor unseren Augen zutrugen, der Humanitätsdusel gewisser Leute, die ihren ganzen Einfluß aufgeboten hatten, um von dem schönen Paris das Bombardement abzuwenden. Was waren diese Vermüstungen, in denen die Pariser selbst an die Prachtbauten ihrer Stadt Hand angelegt hatten, im Vergleich zu dem kaum nennenswerten Schaden, den die Granaten unserer Batterien in einzelnen vorstädtischen Stadtvierteln angerichtet hatten! — Mit eigener frevelnder Hand zerstörte dies Volk seine Herrlichkeiten, mit denen es so stolz vor allen Völkern geprahlt hatte, selbst die Denkmäler seiner eigenen Siege, seiner früheren Größe nicht schonend, und noch wenige Wochen zuvor hatte es nicht Worte des Zornes und der Enttäuschung genug darüber gehabt, daß die deutschen Vandalen es gewagt hätten, ihre Granaten nach Paris hineinzuschleudern, und ganz Europa zum Protest gegen solchen Frevel aufgerufen.

Unter den gewaltigen und aufregenden Ereignissen dieser Tage, in denen die Kommune die letzten verzweifelten Anstrengungen machte, ihre Schreckensherrschaft zu behaupten, war das Pfingstfest herangekommen, mit welchem meine Thätigkeit im Felde ihr Ende erreichen sollte. Mit der Unterwerfung des Kommune-Aufstandes durch die Truppen von Versailles und der Herstellung der Ordnung in Paris war für das Gardekorps die Zeit der längst ersehnten Heimkehr endlich gekommen. Die ihm gestellte Aufgabe, dafür zu sorgen, daß der Aufstand auf die feindliche Hauptstadt beschränkt bleibe und sich nicht über das Land verbreite, war gelöst, und nachdem inzwischen am 10. Mai der Friede zu Frankfurt dank dem thatkräftigen Nachdruck, mit welchem Fürst Bismarck die Verhandlungen zum Abschluß gebracht hatte, unterzeichnet war, stand der Rückkehr unserer Truppen in die Heimat nichts mehr im Wege. Noch einmal durfte ich ansehnliche Teile meiner Feldgemeinde an den beiden Pfingstfeiertagen, in St. Denis und Aubervilliers am ersten, in Montmorency und Enghien am zweiten Festtage zu Gottesdiensten um mich versammelt sehen. Alle standen unter dem frischen Eindrucke des furchtbaren Gottesgerichtes, das unter unsern Augen an Paris sich vollzogen hatte und das unwillkürlich an das Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes erinnerte, von dem die pfingstliche Gottesthät begleitet war, und es war wohl selbstverständlich, daß dieser Eindruck auch in den Pfingstpredigten seinen Wiederhall fand. „In unmittelbarster Nähe, so führte ich u. a. am ersten Pfingsttage im

Anschluß an die Festgeschichte aus, haben wir das Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, das dem Kommen des Herrn voraufgeht, in diesen Tagen vernehmen können. Die rauchenden Feuer Säulen, welche Tag um Tag den nächtlichen Himmel erhellten und ihre grellen Streiflichter über den furchtbaren Abgrund des Verderbens warfen, der in dem Babel unseres Jahrhunderts sich aufgethan hat und aus dem alle bösen Geister der Finsternis entfesselt emporstiegen, sie haben uns eine Pfingstpredigt gehalten, wie sie noch keiner von uns je vernommen hat. Der Geschützdonner, der Tag und Nacht an unser Ohr drang, und das Knattern der Gewehrsalven in den Straßen von Paris, die uns von dem blutigsten Bürgerkriege Kunde gaben, den die Welt je gesehen, es waren wie dort am ersten Pfingsttage Zeichen von oben, in denen wir die Stimme des Herrn vernehmen sollten, der auch heute noch wie damals am Horeb in Erdbeben und Feuer sein Nahen verkündigt. In den schauerlichen und blutigen Greuelscenen, deren Schauplatz die stolze Weltstadt in diesen Tagen geworden ist und deren Urheber die eigenen Söhne dieser Stadt gewesen sind, in den scheußlichen Verbrechen, bei denen dort zu Hyänen gewordene Weiber mit den Männern gewetteifert haben, hat sich in erschütternder Weise das uralte und unabänderliche Gesetz der göttlichen Weltordnung vollzogen, daß, wo in einem Volke und Lande erst das wahre innere Leben erstorben ist, wo ein Geschlecht im großen und ganzen sittlich verkommen ist und die Grundlagen aller wahren Volkswohlfahrt verlassen hat, daß da auch früher oder später die Fluten des äußeren Verderbens verheerend hereinbrechen.“

Die Mahnungen, welche sich aus dieser Anwendung der Pfingstgeschichte auf die Ereignisse, deren Zeugen wir soeben gewesen waren, für uns und unser deutsches Volk ergaben, lagen auf der Hand. Wie hätte die Pfingstpredigt an diesen Stätten und in solcher Zeit es unterlassen können, von dem blutigen Pfingsten, das wir soeben erlebt, auf das rechte Pfingsten, von der Pariser Kommune und dem lästernden Mißbrauch, den die Pariser Blutmenschen mit dem schönen Worte „Gemeinde“ getrieben hatten, auf die rechte vom Geiste Gottes erfüllte Pfingstgemeinde hinzuweisen! Ja eine „Gemeinde“ müssen wir werden, aber eine durch den heiligen Geist aus Gott geborene Gemeinde, eine erneuerte Menschheit, das war der Grundton und Grundgedanke jener vor den Thoren der Hauptstadt, aus deren Trümmern noch die Flammen emporloderten, gehaltenen Pfingstpredigten. Es war um so mehr angezeigt, einen solchen Mahn- und Weckruf zu erheben, als ja leider auch damals schon die Pariser „Kommune“ in Deutschland ihre Ver-

teidiger fand und sich Leute fanden, die aus ihrer Gefinnungsverwandtschaft mit den Pariser Blutmenschen kein Hehl machten. Hatte doch sogar ein Mitglied des deutschen Reichstages die Frechheit, sich zum Lobredner der Pariser Kommune, dieses Abschaumes des verderblichsten Giftes, aufzuwerfen. Seitdem freilich haben wir uns noch an ganz anderes gewöhnen müssen.

Die Pfingstpredigten waren für mich zugleich Abschiedspredigten von denjenigen Truppenteilen der Division, die nicht der Potsdamer Garnison angehörten. Um so näher lag es mir, noch einmal alle Erfahrungen des Feldzuges, insbesondere das, was vor unseren Augen geschehen war, in die apostolische Mahnung zusammenzufassen: „Schaue die Güte und den Ernst Gottes, den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du in der Güte bleibest, sonst wirst du auch abgehauen werden.“ Unter dem Eindruck dieser oder einer vielleicht in andern Worten ausgesprochenen, aber dem Sinne nach verwandten Mahnung sangen wir noch einmal in den Kirchen, die uns so oft in letzter Zeit zur Herberge in der Wüste gedient hatten:

Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen,

um uns dann in den nächsten Tagen zur Heimkehr zu rüsten.

